

Siegfried J. Schmidt

# Wie wirklich ist die Wirklichkeit?

## 0

Die Besonderheit und die Bedeutsamkeit der Frage nach ‚der Wirklichkeit‘ besteht darin, dass sie – und das bekanntermaßen seit Jahrtausenden – von jeder neuen Denkrichtung in der Philosophie und den Wissenschaften immer wieder anders gestellt und verschieden beantwortet worden ist. Und jede Antwortvariante hat für sich beansprucht, die richtige und endgültige zu sein.

Seitdem der konstruktivistische sowie der neorealistische Diskurs in der Wirklichkeitsdiskussion einen Platz erobert haben, ist die Wirklichkeitsthematik wieder nachdrücklich en vogue, wobei der Gegensatz zwischen den beiden Diskursen nicht größer sein könnte.

Im folgenden Beitrag will ich versuchen, eine Antwortargumentation auf die Frage nach der Wirklichkeit zu entwickeln, die sich von beiden Diskursen unterscheidet. Wenn man ein Motto für diesen Versuch formulieren wollte, könnte es lauten: Über die allmähliche Verfertigung der Wirklichkeit im Leben.

## 1

Nach meiner Auffassung blockieren vor allem die notorischen Existenzfragen den Diskurs über Wirklichkeit bzw. Realität.<sup>1</sup> Die Behauptung oder Verneinung, es gäbe Beobachter-unabhängige singuläre Objekte mit erkennbaren inhärenten Eigenschaften dient in erster Linie der Stützung bestimmter philosophischer Positionen. Außerhalb eines solchen Denkwangs machen wir ganz andere Beobachtungen, die etwa so beschrieben werden können: Wo wir sind, „ist Wirklichkeit“. Deshalb ist der (ein) Wirklichkeitsbegriff nicht nur in der Philosophie, sondern auch im Alltag so unverzichtbar.<sup>2</sup> Das, wovon wir reden, ist *für uns* wirklich – auch wenn wir über literarische Fiktionen, virtuelle Räume oder Märchenfiguren reden. Erst auf der Grundlage unserer aus Handlung gewonnenen Wirklichkeitsgewiss-

---

1 Wie bekannt operieren Konstruktivisten wie von Glasersfeld oder Roth mit dieser Unterscheidung.

2 Janich (2001, 219) hält die Lebenswelt, verstanden als gemeinschaftliche Praxis plus Alltagssprache für eine ernstzunehmende Grundlage im Sinne eines methodischen Anfangs der Argumentation.

heit greifen Gegenbegriffe wie etwa Virtualität, die der Wirklichkeitsgewissheit dann sozusagen Relief geben. Wir leben ‚in unserer Welt‘ (in unserer Alltagswelt im umgangssprachlichen Sinne), gehen dort mit anderen Menschen und mit Gegenständen um, und zwar mit solchen, die für uns fraglos existieren, wie mit solchen, deren Existenz wir nur vermuten, behaupten, bezweifeln usw. Wirklichkeit ist für uns, wie N. Goodman sagt, eine Sache der Gewohnheit. Die Rede von einem Gegenstand ist die Rede von einer Praxis, d. h. von einem Prozess, innerhalb dessen bzw. als dessen Ergebnis etwas eine Rolle spielt, das wir für einen Gegenstand halten.

Dass wir damit handelnd umgehen, setzt logisch voraus, dass *wir* handeln<sup>3</sup> – wen sonst sollten solche Fragen und Probleme denn auch sonst interessieren? Aus diesem Grunde ist es – wie bereits gesagt – m. E. irreführend und unnötig, die Existenz von Objekten in einer von uns unabhängigen Wirklichkeit oder Realität in einem erkenntnistheoretischen Sinne zu behaupten oder zu bestreiten. Vielmehr versuche ich bewusst, aus dem Referenz- bzw. Repräsentationsspiel von Realisten wie von Konstruktivisten auszusteigen, weil beide ihre zentralen Kategorien bis heute nicht geklärt haben und nicht plausibel zeigen können, was man mit Existenzbehauptungen bzw. -bestreitungen *erkenntnistheoretisch* (nicht praktisch) gewinnt.

Existenzbehauptungen bzw. -bestreitungen fügen – wie bereits mehrfach angemerkt – unseren Erfahrungen und Beschreibungen nichts Wichtiges hinzu, sie irritieren uns nur, weil sie entweder trivial (nach dem beliebten Motto „Du wirst doch nicht bestreiten, dass dort ein Tisch steht!“) oder erkenntnistheoretisch uneinlösbar sind und uns deshalb in fruchtlose Diskussionen verstricken. Existenzbehauptungen sagen also lediglich etwas aus über den, der sie aufstellt.

## 2

Die Frage nach der Wirklichkeit hat einen entscheidenden Vorteil auf ihrer Seite: Sie ist wirklich! Wäre sie es nicht, gäbe es keine Frage nach der Wirklichkeit. Weil sie aber wirklich ist, gibt es die Frage nach der Wirklichkeit als Frage nach dem, wonach die Frage fragt, wirklich fragt, ohne mehr bewirken zu können, als dass ein Fragegegenstand (Wirklichkeit) in der Kommunikation erzeugt wird.

---

<sup>3</sup> Im etymologischen Wörterbuch von Kluge/Mitzka ist zu lesen: „würklich“, eine Wortbildung von Mystikern des 13. Jahrhunderts, hatte die Bedeutungen ‚handelnd, tätig, durch Handeln geschehend, in einem Tun bestehend‘. „Würklichkeit“ bedeutete ‚Werkätigkeit‘ (1960, 865).

Auf diese Frage kann geantwortet werden, indem dem Fragegegenstand bestimmte Attribute zugeordnet oder abgesprochen werden. Aus dem Fragegegenstand wird somit ein Antwortgegenstand, aber immer noch kein Gegenstand im alltagssprachlichen Sinne einer Sprach- und Aktanten-unabhängigen Gegebenheit. Das Spiel kann man endlos weiterspielen, indem man dem Frage- wie dem Antwortgegenstand Wirklichkeit Attribute zu- und aberkennt und dieses Zu- und Aberkennen wieder zum Gegenstand von Fragen und Antworten macht, woraus dann neue Frage- und Antwortgegenstände erzeugt werden können. Dann steht der Wirklichkeitsdiskurs in vollem Saft und benötigt dazu nicht mehr als *eine* wirkliche Frage und *eine* wirkliche Antwort – und natürlich den Fehlschluss von der Wirklichkeit der Frage auf die Frage nach der Wirklichkeit (der Wirklichkeit). Wir tendieren, heißt das, immer wieder dazu, die *Selbstreferentialität* von Sprache und Kommunikation zu übersehen.

### 3

Es ist sicher kein Zufall, dass in philosophischen wie medienwissenschaftlichen Diskursen intensiv über Sprache und Medien als Instrumente der Wirklichkeitskonstruktion debattiert wird. Auf einige wichtige Aspekte dieser Debatte gehe ich im Folgenden kurz ein.

In diesen Debatten spielt das Thema ‚Referenz‘ eine wichtige Rolle, bedingt durch eine zugrundeliegende Auffassung von Sprache als Zeichensystem. Um hier in der Argumentation weiter zu kommen, muss das in meinen Überlegungen zugrunde gelegte Konzept von ‚Sprache‘ kurz erläutert werden.

Ich vertrete die Auffassung, dass Sprache in erster Linie ein Kommunikationsinstrument ist. Erst und nur durch Verwendung/Gebrauch in sozialen Kommunikationsprozessen wird Sprache semantisch und pragmatisch relevant. Dabei können zwei Aspekte voneinander unterschieden werden: das Gelingen einer Textbildung und der Erfolg einer kommunikativen Sprechhandlung in einer konkreten sozialen Situation.

Die Annahme, dass Sprechen zuerst Handeln durch Sprache und erst dann eine Angelegenheit von Zeichen ist, kann sich auf folgende Überlegungen berufen.

Gesprochen wird in einer Handlungs- und Sprachgemeinschaft zum Zwecke der gemeinschaftlichen Lebensbewältigung. L. Wittgenstein (1960) spricht in diesem Zusammenhang von Sprachspielen, die in gemeinsamen Lebensformen vollzogen werden. Ich habe (1973) vorgeschlagen, von *Kommunikativen Handlungsspielen* zu sprechen, um den Aspekt der Einbettung des Sprechens in Handlungs- und Kommunikationsprozesse zu betonen.

Für dieses Konzept habe ich folgende Bestimmung angeboten. Ein kommunikatives Handlungsspiel wird konstituiert durch:

- die sozio-kulturelle Einbettung in die Kommunikationsgesellschaft;
- Kommunikationspartner mit allen sie beeinflussenden Kommunikationsvoraussetzungen;
- eine einbettende Kommunikationssituation;
- die geäußerten Texte und faktische oder anschließbare (Kon)Texte bzw. nicht-sprachliche Anschlusshandlungen.

Die Gesamtheit der kommunikativen Handlungsspiele konstituiert eine Gesellschaft als Kommunikationsgesellschaft. Kommunikative Handlungsspiele schaffen für die Kommunikationspartner einen gemeinsamen *universe of discourse* (sensu J. Lyons) als die allen zugängliche Referenz- bzw. Korrelatebene, bzw. als den gemeinsamen „Raum“, in dem über die Referenz und Relevanz sprachlicher Handlungen entschieden wird. Kommunikative Handlungsspiele haben den Status von einfachen Sozialsystemen (sensu N. Luhmann 1972).

Sprache kann unter zwei Aspekten als soziale Gestalt bestimmt werden: als Sprechhandlungsprozess in der Kommunikation und als *Ausdrucksgestalt* (sensu H. Feilke 1996). Diese im Alltag erfahrene Einheit ist primär, die Zeichenfunktion sekundär. Das heißt, es ist plausibel, vom (primär dualistischen) Aspekt der Referenz (Zeichen vs. Objekt) auf den (eher holistisch-prozessorientierten) Aspekt der Kooperation bzw. des gemeinsamen Problemlösens umzustellen.

Die Zeichenrelation wird also nicht durch Repräsentation außersprachlicher Sachverhalte bestimmt, sondern durch *Selbstreferenz* in der Kommunikation. Sprachzeichen bezeichnen Koordinierungsleistungen im sozialen Diskurs. Deshalb liefert gemeinsam geteiltes Erfahrungswissen über den Gebrauch von Zeichen hinreichend wirksame Erwartungs-Erwartungen (= kollektives Wissen in Form von operativen Fiktionen) für künftiges sprachliches Handeln.

Der hier angeregte Wechsel der Beobachterperspektive hat erkenntnistheoretische Konsequenzen, die sich direkt auf den Wirklichkeitsdiskurs auswirken.

Nimmt man Abschied von der Vorstellung, Sprache sei (primär) ein Zeichensystem, dann beobachtet man Sprache als systematisch geordnete Menge von Instrumenten, die in der Kommunikation zu sozial erfolgreichen Zwecken gebraucht werden können. Diese Instrumente werden als Instrumente im Gebrauch in der Sozialisation handelnd so erlernt, eingeübt und praktiziert, dass man als kompetenter Sprecher einer Sprache weiß, wie die Bandbreite des Umgangs mit diesen Instrumenten ist. Erst dann kann man auch Sprachspiele des Typs „Definiere die Bedeutung eines Wortes!“ spielen, weil man weiß, wie Sprachspiele in bestimmten Situationen für bestimmte Zwecke funktionieren.

Diese alltagserprobte Sicherheit bildet die Grundlage für gelingende Kommunikation zwischen Partnern, die sich gegenseitig nicht in die Köpfe sehen, sondern nur miteinander reden können.

Dadurch, dass Gesellschaften ihr Wissen in Kommunikationsinstrumenten ‚verkörpern‘, schaffen sie ein wichtiges Instrument, um *Kontingenz* zu bearbeiten, und zwar im Sinne einer Invisibilisierung, nicht etwa im Sinne einer Überwindung von Kontingenz. Dieses Manöver klappt keineswegs in jedem Fall, wie jeder Sprecher aus zahlreichen Kommunikationsprozessen weiß. Gleichwohl bildet das Vertrauen in die prinzipielle Vergleichbarkeit von Sprachverwendungen die risikante Basis für erfolgreiche Sprachverwendungen.

Verabschiedet man sich von Zeichenmodellen von Sprache, d. h. von dualistischen Modellen, die mit einem Zeichendiesseits (Materialität) und einem Zeichenjenseits (Referent, Bedeutung) arbeiten, dann macht die Redeweise Sinn, dass Gegenstände der Kommunikation Gegenstände der *Kommunikation* sind. Kommunikationsinstrumente formatieren gewissermaßen unsere (wie auch immer gewonnenen) Beziehungen zu Resultaten vorausgegangener Kommunikationsprozesse und eröffnen damit die Selbstreferentialität von Kommunikation. Sprachliche Kommunikationsinstrumente lassen sich plausibel bestimmen als selbst-referentiell, nicht als Objekt-referentiell.

Damit ist die traditionelle Frage nach dem Zusammenhang von Sprache und Wirklichkeit *aufgelöst* und abgelöst durch eine Beschreibung der Sprache als Strukturbildung *aus der Praxis für die Praxis* (Feilke 1996, II). Mit anderen Worten: Sprachkomponenten beziehen sich nicht auf „die Realität“, sondern auf Erfahrung und gesellschaftliches Wissen, die beide eng verbunden sind mit Handeln, Emotionen, Normen und lebensweltlichen Praxen.<sup>4</sup>

## 4

Die Rede von ‚der Wirklichkeit‘ redet – das sollte dieser kurze Hinweis auf den Zusammenhang von Sprache und Wirklichkeit verdeutlichen – über ein *Diskursprodukt* ohne empirische Referenz, das lediglich durch Substantivierung entsteht.<sup>5</sup> Wir können über „die Wirklichkeit“ reden, aber wir können nicht in ‚der Wirklichkeit‘ leben, sondern bestenfalls in unserem Alltag. Wir kommen „auf die

<sup>4</sup> Zu Einzelheiten vgl. Schmidt (2015).

<sup>5</sup> Zu den verhängnisvollen Folgen von Substantivierungen von Verben, Adjektiven und Pronomina vgl. Janich (2009).

Welt“ und wir verlassen sie wieder – aber wir kommen nicht auf die Wirklichkeit. Wir leben in Handlungs- und Diskurszusammenhängen<sup>6</sup>, die m. E. mit Gewinn als Geschichten und Diskurse<sup>7</sup>, also als Wirklichkeiten-für-in-Geschichten & Diskurse-Verstrickte beschrieben werden können.

Da wir offenkundig in Handlungs- und Kommunikationsgemeinschaften leben, sind unsere Wirklichkeitserfahrungen und Wirklichkeitsbeschreibungen voneinander abhängig und aufeinander bezogen, können sich aber gleichwohl widersprechen und miteinander unverträglich sein. Die Evolution sowie die lange Sozialisation des Menschen schaffen eine erfahrungsgemäß relativ hohe Erwartungssicherheit für die Kriterien der Bewertung von Wirklichkeitserfahrungen<sup>8</sup> und Wirklichkeitsbeschreibungen in den verschiedenen Lebensbereichen. Wenn es darum geht, gesellschaftlich relevante Lösungen für Dissens, Kontingenz und Interdependenz im Konzert der Wirklichkeitserfahrungen zu finden, sind im Laufe der Geschichte Formen von Institutionalisierungen entstanden, die unter allen Umständen Handlungssicherheit vermitteln sollten – notfalls auch unter Einsatz von Macht. Dabei geht es immer um das Problem der in Demokratien zugestandenen Subjektgebundenheit von Wirklichkeitserfahrungen und den als intersubjektiv unumgänglich angesehenen sozialen Notwendigkeiten.<sup>9</sup>

Das Adjektiv oder das Adverb ‚wirklich‘ wird sinnvollerweise im Gespräch verwendet und bezeichnet dort etwas, das wir *als wirklich* erfahren, erlebt und beschrieben haben; und zwar unter jeweils situationskonkreten Bedingungen, aufgrund von bestätigtem Vorwissen, und nach variablen soziokulturell geprägten Kriterien. Solches bezeichnen wir dann *als* Tatsache, Wahrheit, Stand der Dinge, Existenz im Gegensatz zu ... usw.

---

6 Schlosser formuliert emphatisch: „Wir leben gemeinsam in unserer einen Welt. Auf *einer* Bühne spielt sich das ganze Welttheater ab. Wir selbst sind die Akteure – und Zuschauer zugleich, und die Kulisse nennen wir Natur. Wir können unsere Welt nicht eintauschen gegen eine andere. Wir können sie nicht von außen betrachten. Da es für uns nur diese eine Welt gibt, können wir sie auch nicht mit anderen vergleichen. Doch ist uns unsere *eine* Welt *ganz* zugänglich. Was uns nicht zugänglich ist, gehört nicht zu unserer Welt“ (Schlosser 1993, 1).

7 Vgl. dazu Schmidt 2003.

8 Stadler/Kruse (1990) haben drei Kriterienklassen für die Beurteilung von Wirklichkeitserfahrungen entwickelt: syntaktische (einfache Sinnesqualitäten, räumliche Anschauung), semantische (Bedeutungshaltigkeit, Ausdruckshaltigkeit, Kontextstimmigkeit, Valenz/Grad der Attraktivität) und pragmatische (Wirkungen, Begreifbarkeit, Antizipierbarkeit, Intersubjektivität).

9 Iványi sieht das Problem in der Koordination unverträglicher, gleichwohl wechselseitig abhängiger Wirklichkeitsentwürfe, um Erwartungssicherheit zu erreichen. Sie betont: „[...] gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit ist eben nicht das Ziel, sondern das Ergebnis eines praktischen Lebensvollzugs, der unübersehbar von Machtdifferenzen durchsetzt ist und eben vermittels dieser Differenzen bestimmten Wirklichkeiten zur ‚Faktizität‘ verhilft“ (Iványi 1999, 166).

Wir verfügen in unserem Alltag über mehr oder weniger verblüffungsfestes Wissen, dessen Kriterien wir aus der Praxis unserer Geschichten und Diskurse gewinnen. Eines der erfolgreichsten Kriterien dürfte dabei (an Leibniz denkend) die zeitliche Stabilität erfolgreicher Erfahrungen sein.

Die Rede von Gegenständen ist daher zu lesen als Rede von Praxen, von Prozessen, die zu Zeit-relativen Prozess-gebundenen Stabilitäten führen.

Statt über die ‚Wirklichkeit‘ zu reden, sollte man daher versuchen, das Korn für die Beschreibung von Wirklichkeiten in Geschichten und Diskursen ‚feiner‘ und Handlungs-konkreter zu machen.<sup>10</sup> Wir leben offenbar in einer Vielzahl von ‚Welten‘,<sup>11</sup> die wir durch Handeln und Kommunizieren und im Vergleich und in Konfrontation mit anderen „Welten“ in ihrer Relevanz und Verlässlichkeit einschätzen. Das alles ist an Sprachen bzw. Beschreibungen gebunden, weshalb man metaphorisch behaupten kann: *Mit der Sprache und mit unserem Alltagsleben in der Sprache ist die Wirklichkeit in die Welt gekommen.*

Bei solchen Beschreibungen sollten Linearisierungen und einfache Kausalitäten vermieden werden, wann immer es um *soziale und kognitive* Phänomene geht. Vielmehr sind kontextuelle Einbettungs- und Interaktionsverhältnisse ebenso zu berücksichtigen wie ökologische und evolutionäre Aspekte.

## 5

Fachphilosophen<sup>12</sup> wie Alltagsphilosophen neigen zu der (vielleicht) intuitiv plausiblen Annahme, dass es Objekte geben muss, ehe bzw. damit wir sie beschreiben können, und dass es Aktanten geben muss, damit Beschreibungen angefertigt werden können: Ich beschreibe, also bin ich! (Oder genauer: Während ich beschreibe, bin ich?) Dagegen lassen sich zwei Überlegungen ins Feld führen.

Mein erster Vorschlag geht dahin, sich konsequent auf die oben vorgeschlagene *Prozess-Orientierung* zu konzentrieren. Daraus folgt dann, dass hinsichtlich aller Beschreibungen das unlösbare *Zusammenwirken* von Prozess-Träger(n), Prozess-Verlauf und Prozess-Ergebnis(en) bzw. -konsequenzen im Vordergrund steht.

---

**10** Vgl. Wittgenstein 1960: „Während doch die Worte ‚Sprache‘, ‚Erfahrung‘, ‚Welt‘, wenn sie eine Verwendung haben, eine so niedrige haben müssen, wie die Worte ‚Tisch‘, ‚Lampe‘, ‚Tür““ (*Philosophische Untersuchungen* § 97).

**11** Goodman/Elgin (1989) betonen die Multiplizität von Welten, die aus den verschiedenen *ways of worldmaking* resultieren, und die vielfältigen Standards der Richtigkeit folgen, ohne dass deshalb die Unterscheidung richtig/verkehrt zusammenbricht.

**12** Kompromisslos etwa Schantz (1998) oder Seel (1998).

Damit wird die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, dass – wie oben bereits ausgeführt – das, was wir ‚Objekt‘ nennen, ebenso ein Prozess-Resultat ist wie das, was wir ‚Gedanke‘, ‚Bedeutung‘, ‚Text‘ oder ‚Auto‘ nennen. Wahrnehmen, Beobachten, Beschreiben, Kommunizieren, praktisch Handeln: All das sind konkrete Prozesse, die zu Erfahrungen führen, die aus guten Gründen *für uns* wirklich sind. Dabei wird die Sicherheit unserer Erfahrungen erhöht, wenn verschiedene Sinne daran beteiligt sind, wenn wir also z. B. riechen, schmecken und fühlen, was wir essen usw.

Wenn wir es (wohlweislich!) unterlassen, durch eine geschlossene Türe gehen zu wollen, so ist das keine Eigenschaft der Türe, sondern Resultat unseres Erfahrungswissens, das wir verallgemeinern und geschlossenen Türen (= was wir als geschlossene Türe beschreiben bzw. erfahren) als Eigenschaften zuschreiben. Das Argument, dass uns die Türe einen von uns unabhängigen Widerstand entgegensetzt, wenn wir versuchen, ohne Erfahrungswissen hindurchzugehen, übersieht, dass wir erst dann durch eine Türe gehen können, wenn wir (sensu Mitterer) über eine Basisbeschreibung von Türe verfügen, zu der genau das Wissen um den Interaktionszusammenhang ‚durch Türen gehen‘ gehört, geprägt durch den Zustandscode offen/geschlossen.

‚Weltwissen‘, so könnte man sagen, ist ontogenetisch ‚geronnenes‘ phylogenetisches Erfahrungswissen, das in einer Gesellschaft sprachlich und kulturell handlungs- und kommunikationsrelevant organisiert ist. Erfolgreiches Handeln verweist auf korrektes Erkenntnis.

## 6

Konkrete Prozesse laufen in der Zeit ab und sind jeweils eingebettet (*embodied*) in konkreten soziokulturellen Kontexten sowie in konkreten raumzeitlich bestimmten Situationen. Die Kriterien ihrer Validität entwickeln sich Bereichs-spezifisch (in der Küche anders als im Labor) sowie im Hinblick auf Absichten, Motivationen und Ziele. Dabei dürfen Situationen nicht als quasi neutrale Geschehnis-Räume konzipiert werden. Sie entstehen vielmehr reflexiv aus den Kommunikationshandlungen der Aktanten selbst; sie sind bestimmt von kognitiven Erwartungen, von emotionalen Besetzungen und moralischen wie empirischen Bewertungen, die aus bisherigen Erfahrungen resultieren und die Erwartungen an die in bestimmten Situationen möglichen Handlungsspielräume bestimmen. Handlungsspezifische Situationen wirken mithin hochgradig selektiv, wodurch Erwartungserfüllungen wie Erwartungsenttäuschungen gleichermaßen erwartbar werden.

Konsequente Prozess-Orientierung macht Existenzfragen obsolet; denn Prozesse ohne Resultate und/oder Konsequenzen lassen sich nicht plausibel denken.



Prozesse als Vollzüge menschlicher Handlungen gelingen oder misslingen, sie sind erfolgreich bzw. erfolglos im Hinblick auf Zwecke bzw. Problemlösungen. Probleme aber sind kulturabhängig. Wissenschaftler z. B. gehen nicht mit Objekten um, sondern mit Problemen, die sie mit dem haben, was sie als Objekte beschrieben haben.<sup>13</sup> Und diese Probleme kann man kaum als naturwüchsig betrachten, wie man spätestens seit den wissenschaftshistorischen Arbeiten von Th. S. Kuhn wissen kann.

## 7

Konsequente Prozessorientierung dient der Auflösung des Repräsentationsproblems. Prozesse repräsentieren nicht ‚Wirklichkeit‘, sondern sie führen zu wirklichen (= für wirklich gehaltenen) Resultaten. Ohne Prozessresultate gäbe es nichts, was abzubilden wäre.

Wichtig ist dabei das Argument, dass die Verknüpfung von kognitiv erzeugten Prozessresultaten und deren Einschätzung als ‚wirklich-für ...‘ sozial anerkannt werden muss – ohne die anderen gibt es keine Wirklichkeitssicherheit; das heißt, Wirklichkeitserleben setzt eine Handlungs- und Kommunikationsgemeinschaft als Bedingung voraus.

Unsere Wirklichkeiten *sind* unsere Handlungen; deshalb ist Alltagspraxis wirklichkeitsgewiss und das Postulat eines Alltagsrealismus‘ als erkenntnistheoretische Einstellung ist deshalb verzichtbar. Wirklichkeitsgewissheit kann wie auch Wirklichkeitsungewissheit als Erlebnis beschrieben werden, als Erlebnis der Wahr-Nehmung<sup>14</sup>, weil im Während der Wirklichkeitserlebnisse nicht zwischen Erleben und Objekt unterschieden werden kann.

Die mit dem *Leib* gegebenen sensomotorischen Möglichkeiten binden Erkennen an erfolgreiches Handeln. Dabei stellt sich der Leib aber erst in der Performanz als ‚essentieller Erfahrungsraum‘ her.

## 8

Die Konzentration auf konkrete Prozesse erlaubt es auch, unsere Wirklichkeitsgewissheit zu transformieren. Wir gehen davon aus, dass wir *etwas* sehen, hören

<sup>13</sup> Fleck (1980) hat diese Zusammenhänge am Beispiel dessen erläutert, was er „Denkstil“ nennt.

<sup>14</sup> Es ist eben kein Kalauer, dass es so etwas wie Falsch-Nehmung nicht *gibt*.

oder schmecken, was *wir nicht* sind, und dass wir uns mit anderen treffen und kommunikativ austauschen, die *wir nicht* sind. Aber ohne Sehen, Hören, Schmecken und Treffen kann auch von Etwas keine Rede sein. Was wir sehen, hören usw. kann von Aktant zu Aktant durchaus verschieden sein. Die Sprache überspielt diese Differenzen kategorial (durch Subsumption unter scheinbar neutrale Begriffe) und semantisch (durch Subsumption unter scheinbar neutrale Wörter) und fingiert (durch *referential fallacy*) Identität(en).

Was Aktanten handelnd für wirklich halten, ist wirklich in seinen Folgen und Konsequenzen, im Erfolg oder Misserfolg.

## Fazit

Unsere Handlungen und Kommunikationen im Alltag produzieren gewissermaßen ihre eigene ‚Ordnung der Dinge‘, also ihre eigene Ontologie, wenn man so will.

Diese Argumentation unterscheidet sich von der von vielen Philosophen vorgebrachten Behauptung, wir müssten im Alltag „das Andere der Interpretation“ als deutungsunabhängig voraussetzen – wenn auch in einer von Interpretationen imprägnierten Weise (so etwa Lenk 1995, 87). „Wir müssen aus praktischen Gründen reale Wesen in einer realen Welt annehmen, einschließlich unserer Körper und unserer Erkenntnisprozesse“ (ebd., 244).

Müssen wir das wirklich, und wenn ja in welchem Sinne? Ist es nicht vielmehr so, dass wir so tun, als ob ..., bis wir in Schwierigkeiten geraten? Dass unsere Leiber und unsere Erkenntnisprozesse erst in Prozessen, erst in Performanzen als wirklich erfahrbar werden?

Wenn wir in unserer Erfahrungs-, Handlungs- und Sprach-Welt‘ bleiben, dann gibt es Prozess-Resultate, mit denen wir unterschiedlich umgehen. Dieser Umgang ist erfolgreich oder erfolglos, was den *Umgang* charakterisiert, nicht die Objekte des Umgangs. Aus diesem Umgang entwickeln wir für wahr oder falsch gehaltene Kriterien über bestimmte Prozess-Resultate, wobei deren (Nicht)Existenz deshalb keine Rolle spielt, weil wir ja Prozess-Resultate haben.

Problematisch erscheint mir auch die folgende Behauptung Lenks zu sein. Das erkennende Subjekt, so Lenk, „[...] kann nur dadurch selber ‚realisiert‘ werden, indem es Materialien, die von außen kommen, bearbeitet und strukturiert“ (1995, 36). Damit folgt zumindest diese Formulierung dem dualistischen Schema, das J. Mitterer kritisiert, widerspricht aber auch seinem eigenen Interpretationismus, aus dem man folgern muss, dass wir nur Materialien unter Beschreibung kennen und (aus Gründen des Selbstwiderspruchs) gar nicht wissen können, was Materialien ohne Beschreibung sind.

## 9

Mein zweiter Vorschlag betrifft die in meiner Theorie der *Geschichten & Diskurse* (2003) angebotenen Strategie, tentativ mit dem autokonstitutiven Zusammenhang von *Setzung und Voraussetzung* zu beginnen<sup>15</sup> und ihn konsequent als Beobachtungs- und Beschreibungsperspektive auszuprobieren.

Betrachten wir als Beispiel die Frage, ob ich unabhängig von bzw. vor meinen Beschreibungen existiere, so löst sich diese Frage in der angebotenen Perspektive wie folgt auf: Ich existiere nicht unabhängig von oder vor meinen Setzungen; sondern als Prozessträger bin ich notwendige Komponente in einem konkreten Prozess in Raum und Zeit. Setzungshandlungen in welchem Prozess auch immer *sind*, wie R. Glanville pointiert formuliert hat, die Existenzform des Aktanten.

Das Verhältnis von *Setzung und Voraussetzung* darf nicht statisch als Selektion aus einem vorab bestehenden ontologischen Pool von Möglichkeiten interpretiert werden, wie M. Fleischer (2005) mir unterstellt. Voraussetzungen werden hier nicht als Gegebenheiten eingeführt, auf die sich Setzungen nachträglich beziehen. Sondern Aktanten *erzeugen* in/durch ihre Setzungen, die trivialerweise kontingent sind, bestimmte Möglichkeiten, die dadurch zu Voraus-Setzungen ihrer Setzungen *gemacht* werden. Voraus-Setzungen werden *ge-setzt* – darum heißen sie so.<sup>16</sup> Eine Parallele findet diese Argumentation in der Debatte über Unterscheidungen in Beobachtungsprozessen. Auch sie müssen *getroffen* werden.

Setzung und Voraussetzung konstituieren sich also gegenseitig in dem Sinne, dass im Akt des Setzens etwas zur Voraussetzung dieser *Setzung gemacht wird* und damit die Differenz *Setzung/Voraussetzung* als Einheit dieser Differenz handlungsmächtig wird. Es geht also nicht um ein Verhältnis von Kognition und Gegenstand, sondern um einen Prozess, in dem etwas zur Voraussetzung einer *Setzung gemacht wird*. So wird etwa der Leib mit seinen Muskeln im Prozess des Gartenumgrabens zur Voraussetzung dieser Handlung gemacht, erst im Prozess spielt er eine Rolle.

Wenn er zur Voraussetzung gemacht worden ist, dann lässt sich über die Frage diskutieren, welchen *Notwendigkeitsgrad* man dieser Voraussetzung zuschreibt. Der Zusammenhang zwischen dem Wunsch, wieder einmal ins Kino zu gehen,

---

15 Damit wird wohlgermerkt kein *Anfang* im erkenntnistheoretischen Sinne behauptet.

16 In einem Aufsatz habe ich 2000 bereits gefragt: „Warum tun wir uns immer noch so schwer, anzuerkennen, dass auch die Voraussetzungen unseres Denkens und Beschreibens Setzungen unseres Denkens und Schreibens sind und keine von uns unabhängigen Fakten im Diskursjenseits, deren Erkenntnis wir uns anzunähern haben auf der uns auferlegten Suche nach der Wahrheit?“ (2000, 26).

und der tatsächlich getroffenen Auswahl des Films ist sicher anders zu bewerten als der Zusammenhang zwischen dem in der Evolution entstandenen Gehirnvolumen und den dadurch ermöglichten Aktivitätsspektren der Kognition. So verweist etwa P. Finke keineswegs trivialerweise darauf, dass es ohne Leben keine Wissenschaftler, und ohne Wissenschaftler keine Wissenschaft gäbe (2005, 68, 75).

Voraussetzungen zeigen sich etwa im Zusammenwirken zwischen zum Beispiel dem Erlernen einer Sprache durch einen Aktanten und seinen aktuellen Möglichkeiten, sprachlich zu kommunizieren, oder im Zusammenhang zwischen der Evolution von Gehirnen und den aktuellen kognitiven Möglichkeiten eines Aktanten.<sup>17</sup> Im Prozess der Setzung *Einen Satz äußern* wird der Spracherwerb zur Voraus-Setzung *gemacht* – zur Voraussetzung nicht in dem Sinne, dass jeder Satzinhalt determiniert wäre, sondern in dem Sinne, dass ein Prozessträger in der Lage ist, einen in der Sprachgemeinschaft akzeptablen Satz zu äußern.

Im Rahmen einer solchen Argumentation ist und bleibt es m. E. sinnvoll, in einschlägigen Beschreibungen folgende Instanzen *als Voraus-Setzungen* für die unterschiedlichen menschlichen Handlungen i. w. S. *anzusehen*:

- Evolution, Gehirn, Bewusstsein, Kognition, Wahrnehmung,
- Ich, Sprache, Kommunikation,
- Kultur, Gesellschaft, Medien.

Über die Art und Weise, wie solche Voraus-Setzungen entstanden sind und wirksam werden, muss dann in jedem Fall einzeln entschieden werden. Das ist eine empirische Frage.

Fassen wir es einmal trivial: Um einen Pfannkuchen backen zu können, muss ich u. a. Eier, Milch, Mehl, Fett, Zucker und Salz im Hause haben. Diese Zutaten werden im Prozess des Pfannkuchen-Backens zu materialen Voraussetzungen für ein erfolgreiches (gelingendes) Backen, die bezogen auf diesen Handlungsbereich als notwendig eingeschätzt werden – alternative Versuche haben erfahrungsgemäß nicht zum erwünschten Ergebnis geführt.

Die vielberufene Sachhaltigkeit des Gegenstands, die als *Widerfahrnis* beschrieben worden ist, erfährt man schlicht im Prozess des Backens in Gestalt von als Milch, Eier usw. Bezeichnetem; und diese Beschreibung enthält die sog. Sachhaltigkeitskriterien, die kommunikativ wie handlungspraktisch Berücksichtigung erfordern und erfahren.

---

<sup>17</sup> „Keine dieser Leistungen, die im Alltagssprachlichen Verständnis mit Kognition, Ichbewusstsein, Sprachvermögen, Emotion, Handlungsautonomie usw. bezeichnet werden, ist *ohne* Beteiligung des Gehirns zu erbringen; und auch die ‚anderen‘ Leistungen, die hier unter dem Titel ‚Handeln‘ (*kinēsis, poiēsis, praxis*) zugrunde gelegt [werden], können *nicht ohne Gehirntätigkeit* stattfinden“ (Janich 2009, 114).

Ich sehe keinen Grund, warum man diesen Zusammenhang als ‚repräsentational‘ bezeichnen sollte. Der Satz *Dieser Stein enthält Eisenerz* sagt nichts aus über Sach- oder Realitätshaltigkeit, sondern über ein praktisch begründbares Erfahrungsergebnis, das zur Grundlage von Erwartungen und Erfahrungen gemacht wird. Gegenstände lassen sich daher beschreiben als *von uns verdinglichte und versprachlichte Handlungserfahrungen*.

## 10

Wenn von Wirklichkeit die Rede ist, dann ist seit vielen Jahren vom *Beobachter* die Rede; und wenn vom Beobachter die Rede ist, dann ist von *Unterscheidung(en)* die Rede – und zwar inzwischen in einer unübersehbaren Menge von Literatur zwischen G. Spencer-Brown, H. von Foerster, N. Luhmann und deren Interpreten wie etwa D. Baecker.

Was hat es nun aber mit Spencers Forderung „Draw a distinction!“ auf sich? In der Konsequenz der bisherigen Überlegungen ist zu sagen: Auch Unterscheidungen sollten konsequent als Prozesse beschrieben werden.<sup>18</sup> *Wir* unterscheiden etwas von etwas im Hinblick auf einen bestimmten Zweck in einer bestimmten Situation. Nicht zufällig konstatiert Spencer-Brown: „There can be no distinction without motive, and there can be no motive unless contents are seen to differ in value“ (1977, 1) – und das kann nur ein Beobachter, ein Aktant entscheiden.

Differenzen resultieren aus Unterscheidungsleistungen, bei denen Funktionen, Instanzen, Werkzeuge sowie Situationen und Kontexte berücksichtigt werden müssen. Unterscheidungen weisen einen doppelten Aspekt auf: Als kognitive Leistungen bestimmen sie etwas als Etwas im Unterschied zu etwas/alles Anderem; als kommunikative Beschreibungen manifestieren sie die getroffene Unterscheidung und machen sie damit handlungsrelevant.

Nur wir als Beobachter können die Ränder von Unterscheidungen beliebig scharf stellen. So verweist etwa P. Finke darauf, dass die Unterscheidung System/ Umwelt in ihrer inhaltlichen Ausgestaltung sehr davon abhängt, welche Ziele damit erreicht werden sollen. Was rechnen wir der Umwelt von Systemen zu und aus welchen Gründen bzw. mit welchen Absichten? Welche Isomorphien, Wechselwirkungen, Kausalbeziehungen, Co-Evolutionen oder Rückkopplungen

---

<sup>18</sup> Baecker bestimmt Unterscheiden als kontingente Operation des Beobachters zur Ordnung seiner Praxen und nicht als Einordnung der Dinge in der Welt (2005, 57, 68).

nehmen wir an oder lassen wir zu? Respektieren wir, dass die Umwelt ein Teil der Definition des Systems ist  $\{S/U\}$  und  $\{U/S\}$ , und welche Übergangszonen zwischen System und Umwelt sehen wir vor (2005, 73 ff.)?

Aus diesen Überlegungen folgt, dass Unterscheidungen von individuellen oder kollektiven Beobachtern (Aktanten) getroffen werden und nicht von Beobachtungen, wie N. Luhmann behauptet. Unterscheidungen gibt es nur für Aktanten, die sie treffen; denn nur Aktanten sind an Unterscheidungen interessiert. Wenn Unterscheidungen als flüchtige Formbildungen (sensu Luhmann) konzipiert werden, dann kommt damit notwendig der Beobachter ins Spiel; denn Zeitlichkeit ist gebunden an Beobachter. Und Beobachter handeln in kulturellen Kontexten und in konkreten Situationen. Und eben dort operieren sie (auch) mit Unterscheidungen, die sie als gesellschaftlich relevante Unterscheidungen übernehmen, und die in diesem Sinne ‚über sie hinausgehen‘ und damit zum kollektiven Wissen gehören. Aber auch diese Unterscheidungen wirken nur, wenn sie tatsächlich getroffen werden.

## 11

Wenn man Beobachtungsverhältnisse nicht als Guckkastenverhältnisse bestimmt, dann steht man vor der Frage, wie ein in das Beobachten ‚verstrickter‘ Beobachter überhaupt etwas erkennen kann.

Eine Antwortmöglichkeit lässt sich auf der Argumentationslinie finden, die Autoren wie H. von Foerster oder N. Luhmann gezogen haben. Das Lösungswort lautet: Beobachtung des Beobachtens bzw. *Beobachtung zweiter Ordnung*. In diesem Zusammenhang habe ich bei Gelegenheit von einer „Zähmung des Blicks“ gesprochen (Schmidt 1998), um darauf zu verweisen, dass Beobachter ihr Beobachten durch Fremd- oder Selbstbeobachtung konditionieren und damit wiederholbar und überprüfbar machen können. Das Ergebnis bleibt auch dann Beobachter-abhängig; aber solcherart disziplinierte Beobachtungen werden intersubjektivierbar, koordinierbar und verstetigt, auch wenn sie Beobachtungen bleiben. Intersubjektivität kennzeichnet eine Prozess-Sorte und darf nicht mit Objektivität verwechselt werden, wie P. Janich betont.

Bekanntlich wenden die empirischen Wissenschaften genau dieses Verfahren an und verwenden zur Verstetigung ihrer Ergebnisse Theorien, Methoden und Beobachtungsinstrumente der verschiedensten Art.

## 12

Die Frage, ob uns ‚die Wirklichkeit‘ zugänglich ist oder nicht, ist immer schon vor einer Antwort dadurch beantwortet, dass wir sie stellen. Jede Diskussion über Wirklichkeit setzt etwas als solches Erfahrenes und so Genanntes bzw. Beschriebenes. Irgendetwas ist uns in jeder Setzung zugänglich als die qua Setzung vollzogene Wirklichkeit, eben als Prozess.

Die Wirklichkeiten, mit denen *wir* als Wirklichkeiten umgehen, besitzen nicht einfach Objektivität. Sie gewinnen sie erst dadurch, dass sie für eine Gemeinschaft sprach- und handlungsfähiger Subjekte als ein und dasselbe Objekt gelten. Erfolgreiche bzw. akzeptierte Kohärenzprüfung garantiert den Wirklichkeitsstatus von Objekten im Handeln.

Was wir je nach Erfahrung und Denkfähigkeit als wirklich erfahren, ist eine Funktion des tätigen Zusammenwirkens von Leib, Kognition (mit den Attraktoren Denken, Fühlen, Bewerten und empraktisch auf Lebensrelevanz hin einschätzen), Kommunizieren und Handeln im Voraussetzungszusammenhang der sprachlichen und soziokulturellen Kontextfaktoren.

Jeweilige Wirklichkeitserfahrungen werden, so meine Annahme, durch das Gelingen gemeinsamen Handelns konstituiert. Die Frage nach ‚Wirklichkeiten‘ sollte daher aus der *Vollzugsperspektive* von Aktanten in jeweiligen soziokulturellen Kontexten bestimmt werden.

Die Rede von Erkenntnis und Wahrheit war und ist eng verbunden mit der Rede von *Erfahrung*. Im Duktus der hier vorgelegten Argumentation wird auch Erfahrung modelliert als ein konkreter Prozess: Ein Aktant macht in einer konkreten Situation eine Erfahrung<sup>19</sup> mit etwas, was er als Erfahrungsergebnis erfährt und nach dem Erleben sprachlich-begrifflich fassen kann. Mit anderen Worten: „Das Gegenüber einer Erkenntnis aus Erfahrung ist nicht Natur, sondern das eigene Handeln“ (Janich 2000, 13).

## Bibliographie

- Baecker, Dirk (2005): Kommunikation als Selektion. In: Ders. (Hg.): Schlüsselwerke der Systemtheorie. Wiesbaden, 119–128.
- Feilke, Helmuth (1996): Sprache als soziale Gestalt. Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik. Frankfurt a. M.

---

<sup>19</sup> „Erfahrungen lassen sich als *Widerfahrnisse* im Handeln bestimmen. Wer handelt, dem widerfährt das Ge- oder Misslingen sowie der Erfolg oder Misserfolg seiner Handlungen“ (Janich 2009, 149).

- Finke, Peter (2005): Die Ökologie des Wissens. Exkursionen in eine gefährliche Landschaft. Freiburg/München.
- Fleck, Ludwik (1935/1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Nachdruck. Frankfurt a. M.
- Fleischer, Michael (2005): Der Beobachter dritter Ordnung. Über einen vernünftigen Konstruktivismus. Oberhausen.
- Goodman, Nelson/Elgin, Catherine Z. (1989): Revisionen. Philosophie und andere Künste und Wissenschaften. Frankfurt a. M.
- Iványi, Nathalie (1999): Die herrschende Konstruktion der Wirklichkeit. Anthony Giddens wissenssoziologisch gelesen. In: Roland Hitzler/Jo Reichertz/Norbert Schröer (Hg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. Konstanz, 147–167.
- Janich, Peter (2000): Realitätsbezug auf Natur oder Praxis? Zur Konstruktivität des Kulturalismus. In: Hans Rudi Fischer/Siegfried J. Schmidt (Hg.): Wirklichkeit und Welterzeugung. In memoriam Nelson Goodman. Heidelberg, 65–76.
- Janich, Peter (2001): Logisch-pragmatische Propädeutik. Ein Grundkurs im philosophischen Reflektieren. Weilerswist.
- Janich, Peter (2009): Kein neues Menschenbild. Zur Sprache der Hirnforschung. Frankfurt a. M.
- Kluge, Friedrich/Mitzka, Walther (Hg.) (1960): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin.
- Lenk, Hans (1995): Interpretation und Realität. Vorlesungen über Realismus in der Philosophie der Interpretationskonstrukte. Frankfurt a. M.
- Luhmann, Niklas (1972): Einfache Sozialsysteme. In: Zeitschrift für Soziologie 1, 51–65.
- Schantz, Richard (1998): Repräsentation und Realität. In: Evelyn Dölling (Hg.): Repräsentation und Interpretation. Berlin, 61–79 (Arbeitspapiere zur Linguistik, Bd. 35).
- Schlosser, Gerhard (1993): Einheit der Welt und Einheitswissenschaft. Grundlegung einer Allgemeinen Systemtheorie. Braunschweig-Wiesbaden (Wissenschaftstheorie. Wissenschaft und Philosophie, Bd. 17).
- Schmidt, Siegfried J. (1973): Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation. München.
- Schmidt, Siegfried J. (1998): Die Zähmung des Blicks. Konstruktivismus – Empirie – Wissenschaft. Frankfurt a. M.
- Schmidt, Siegfried J. (2000): Zeit der Beschreibung. Von der Unbeobachtbarkeit der Beobachtung. In: Oliver Jahraus/Nina Ort (Hg.): Beobachtung des Unbeobachtbaren. Konzepte radikaler Theoriebildung in den Geisteswissenschaften. Weilerswist, 21–28.
- Schmidt, Siegfried J. (2003): Geschichten & Diskurse. Abschied vom Konstruktivismus. Hamburg.
- Schmidt, Siegfried J. (2015): Der einsame Gesellschaftsmensch. In: Frank Duerr/Florian Landkammer/Julia Bahn Müller (Hg.): Kognition Kooperation Persuasion. Überzeugungen in Gehirn und Gesellschaft. Berlin, 111–126.
- Seel, Martin (1998): Bestimmen und Bestimmenlassen. Anfänge einer medialen Erkenntnistheorie. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 46/1, 351–365.
- Stadler, Michael/Kruse, Peter (1990): Über Wirklichkeitskriterien. In: Volker Riegas/Christian Vetter (Hg.): Zur Biologie der Kognition. Ein Gespräch mit Humberto R. Maturana und Beiträge zur Diskussion seines Werkes. Frankfurt a. M., 133–158.
- Spencer-Brown, George (1977): Laws of Form. New York.
- Wittgenstein, Ludwig (1960): Philosophische Untersuchungen. Frankfurt a. M.